

Liechtensteiner Volksblatt

Verlagspreis: Für das Inland, die Schweiz, Oesterreich und Deutsch-
land jährlich Fr. 10.—, halbjährlich Fr. 5.—, vierteljährlich Fr. 2.50.
Für den Ausland ganzjährig Fr. 15.—, halbjährig Fr. 7.50.
Einsendungsgebühr: im Inland die Spalt. Beträge 10 Rp., Ausland
15 Rp.; Resten das Doppelte. — Postabrechnung Nr. IX/2988.
vierteljährig Fr. 3.80. Postamt, bestellt 30 Rp. Zuschlag.
Telephon: Baduz Nr. 43, Au (St. G.) Nr. 100



Bestellungen nehmen entgegen: die nächstgelegenen Postämter, die
Verwaltung des Volksblattes in Vaduz, in der Schweiz auch die
Buchdruckerei Au (Sigmund).
Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gebete an
die Verwaltung des Volksblattes in Vaduz einzusenden.
Inseratannahme durch die Verwaltung des Liechtensteiner Volks-
blattes in Vaduz, Buchdruckerei Au und Schweizer-Annoncen A. G.
St. Gallen, bis jeweils Montag und Donnerstag abends.

Sonntag ist's in allen Herzen.

Es herbstet über dem Liechtensteinerlande. Die hastigen Menschen nehmen allmählich einen ruhigeren Schritt an, es presst nicht mehr so wie im Herbst, wenn's hinter dem Nappenstein schwarz und schwer gemitterdrohende Wolken zusammenbraut. Die nervösen Seelen kommen nach und nach zur Ruhe und nehmen etwas von der Bedächtigkeit des Herbstes an. Die dritte Jahreszeit erinnert halt ans Sterben, aber auch ans Ernten. Jeder sterbende Herbst hat auch eine Ernte, bald groß, bald klein, wie das Wetter etwa trifft und wie es der gute oder böse Sinn der Menschen den Sommer hindurch verdient hat.

Es herbstet einmal auch in unserem Leben. Einmal heisst's abfahren von der Alp dieses Lebens. Die gedrückte Hüfte unseres Leibes vermodert und zerfällt. Es bleiben nur die Früchte unserer Arbeit: Verdienste oder Mißverdienst für die Ewigkeit. Geld, ein leerer Woihkeller im Herbst ist keine erfreuliche Sache. Und so möchtest du im Herbst des Lebens nicht wie ein Abreißkalender am Stioester vor deinem Richter stehen und die Worte hören: „Du fauler, nichtstuhiger Knecht! ... Aber wie muß man's angattigen? Ein Rezept unter vielen lautet: Halte den Sonntag in Ehren!

Aber, schüttelt der Franzsepp den Kopf, die Predigt paßt doch besser ins Frühjahr als in den Herbst. Franzsepp, hab Geduld, es kommt alles nach einander wie z'Paris mit dem Eisen. Das sehe ich von dir, lieber Leser, auf zehn Kilometer voraus, daß du den Sonntag heilig haltst und nicht den Rechen als Buchzeichen im sonntäglichen Gebetbuch mitschleppst, damit du ihn sofort auf dem Heimwege zur Hand habest, wenn's Heuen erlaubt ist. Ich meine halt: Die Sonntage in der Sommerszeit sind bei uns — auch wenn nicht geheuet werden muß — so laut und unruhig geworden: Auto hupen, Belogugen und Schnauben vorüber, Motorräder häßeln ratternd die Straße auf und ab, daß einem die Luft an der einkt so romantischen Straße vergeht. Vereine, Clubs und wie die Gesellschaften alle heißen, jodeln an den Gerten vorbei und singen fast so schön wie der Phonograph in der Bauernstube. Der sonntägliche Sonntag ist zu einem Bummel- und Grampolltag geworden. Im Herbst wird es ruhiger, schöner und glücklicher. Da wird es wieder wahr: Sonntag ist's! Ein heiliger Frieden liegt auf Erden weit, so weit.

Um das Glück zu finden, muß es still sein in uns und um uns her. Wenn das Gewissen dir keinen Schuldensettel vor die Augen hält, ist deine Seele ruhig. Da muß aber auch um dich herum Schweigen und Ruhe sein. Die Herbstsonntage bieten dir solche Stunden, frei

vom Lärm des lauten Werktags und vom Staub des Geschäftslebens. Am Sonntag nachmittag daheim in der saubergelegten Stube, oder auf dem Bänkelein vor dem asternblühenden Gärtchen zu sitzen oder durch die prächtigen Herbstlandschaften zu spazieren — warum ist das uns Menschen zu wenig? Und wäre doch so viel für Leib und Seele. Menschen, deren Seele am Sonntag nicht frisch und froh wird, taugen nichts für die Arbeit der neuen Woche. Nach einem sauren Sonntag starrt ihnen eine noch saurere Woche entgegen.

Heiliger Sonntag weit und breit. Im Herbst sinkt die Nacht immer früher ins Tal und mahnt die Menschen zum Ruhen und Stillsein. Und an den herbstlichen Sonntagen steigt die Nacht feierlich hernieder und deckt die Seelen zu, die tagsüber echt und recht Sonntag gehalten haben, wie die liebe Mutterhand ihren Liebling am Abend im molligen Bettlein zudeckt. Das Kindlein träumt von Rittern und Fürsten und prachtvollen Schlössern — aber es sind nur Träume. Und der große Mensch, der den Sonntag als seinen Seelenfreund zu schätzen versteht, hat auch seine Träumelein vom Glückseligkeit — und er erwacht am Montagmorgen — und es ist kein Traum, er fühlt sich in Wahrheit glücklich und mutvoll genug, um ein schweres Sechstageswerk zu meistern. Sonntagsstimmung ist's in seinem Herzen, auch am Werktag.

Dem Herrn k. k. Regierungsekretär Ferdinand Nigg in sein Notizbuch.

(Eingefandt.)

Ich beehre mich, Ihren offenen Brief in Nr. 79 der „Liechtensteiner Nachrichten“ zu beantworten. Vor allem möchte ich Sie ersuchen, nicht etwa beleidigt zu sein, nachdem ich das Dunkel Ihrer Bezüge etwas lüftete. Den Grund dazu müssen Sie in dem Artikel finden, „Nur nicht vor Torschlus“, worin der betreff. Artikel geradezu herausfordernd den Säbel gezogen hat. Daß nun gerade Sie, Herr Regierungsekretär, dabei in Mitleidenschaft gezogen wurden, müssen Sie schon entschuldigen, denn der Säbel muß dort angelegt werden, wo es am nötigsten ist. Ich finde es nämlich gerechtfertigt, daß auch andere Leute wissen dürfen, welche Einkünfte Sie und andere vom Staate haben. Im Programm der Volkspartei steht: „Die Volkspartei verlangt, daß die Beamten bezw. Angestellten für ihre Tätigkeit einheitlich bezahlt, und daß die Gewohnheit, sie für manche Tätigkeiten noch besonders zu bezahlen, abgeschafft werde.“ Wie weit nun unsere Volksbeglückung diesem Programm nachkommen, zeigt sich durch Ihren offenen Brief, nachdem sie Ihnen zur Verteidigung von Nebenver-

diensten noch die Spalten ihres Blattes öffnen und behaupten damit, wenn auch stillschweigend, das Gegenteil von früher. Freilich ist es heute anders. Ob Sie nun, Herr Regierungsekretär, durch Ihre Zick-Zack-Politik, oder durch sonstige Macht des Geschickes zu soviel Ämtern und Verdiensten gekommen sind, können Sie besser beurteilen; auffallend ist mir, wie die Herren Volksführer ihre auf den Parteivoll eingeschworenen Anhänger, die ihre politischen Ansichten fix und fertig präpariert aus dem vielfältig renommierten Barenhaus „Zum Treuhänder“ beziehen, durch alle möglichen Türchen zur Staatskassette schlüpfen lassen.

Sie rechnen uns selber vor, daß Sie vom Staate allein, ohne die andern Nebenverdienste, über 6000 Franken beziehen. Sie sind also vom Staate mehmals bezahlt. Als Regierungsekretär beziehen Sie ein Jahresgehalt, bei welchem Sie ordentlich leben könnten. Mancher Arbeiter oder Gewerbetreibende wäre froh, wenn er die Hälfte Ihres Gehaltes hätte. Ich gönne Ihnen gewiß Ihr standesgemäßes Einkommen, kann aber nicht einsehen, daß Sie vom Staate mehrfach bezahlt sein sollen. Als Staatsanwalt beziehen Sie 800 Franken; diese Arbeit machen Sie doch wenigstens zum Teil während Ihrer Amtsstunden. Als Protokollführer des Landtages beziehen Sie 600 Franken; auch während dieser Zeit sind Sie vom Sekretariat abwesend und beziehen Ihr Gehalt. Wer mußte es in der Öffentlichkeit, daß Sie vom Landtagspräsidium extra honoriert werden. Auf welcher Seite des Reichenschaftsberichtes steht dies? (Winterkirchen.) Es scheint mir, als ob Sie warme Freunde gewonnen haben. Für die Mehrarbeit beim Gemeindeunterfuch in Triesen sind Sie von der Staatskassa extra bezahlt worden. Sie werden doch als Sekretär und nicht als Privatmann an dem Unterfuch teilgenommen haben. Sie sagen Mehrarbeit, für was beziehen Sie denn den Jahresgehalt; glauben Sie, daß der „Titel“ Regierungsekretär allein schon honoriert und die Arbeit „extra“ bezahlt werden sollte? Demokratische Edekrasse!

Im Stempelprovision beziehen Sie ebenfalls ein nettes Sümmchen. Diese Provision ist im Verhältnis von früher ein bedeutender Unterschied. Es ist doch nicht notwendig, daß man neben seinem fixen Gehalt eine Provision bezieht; der Beamte soll richtig bezahlt sein, und nicht für seine Arbeiten noch extra honoriert werden.

Zum Titel Staatssekretär kann ich Sie, Herr Regierungsekretär, versichern, daß ich nicht auf einen Scherz hereingefallen bin. Vor mir liegt ein Zirkular, das die ganze Welt umkreist und da steht ganz deutlich, nur in andern Buchstaben: „Ich, der unterzeichnete Ferdinand Nigg, Staatssekretär ...“ Ich kann

doch nicht annehmen, daß Sie etwas schreiben, was Sie nicht verstehen und glaube mich nicht weiter bei diesem Punkte aufhalten zu müssen. Auf Wunsch jedoch kann ich Ihnen das Zirkular in die Zeitung setzen. Die andern Bezeichnungen, wie Sie angesprochen werden, interessieren mich wenig, aber nach dem Programm der Regierungspartei müßten Sie als „Herr Landtschreiber“ angesprochen werden.

Nun komme ich zum Kapitel Nebenverdienst als Versicherungsagent. Sie wollen mich versichern, daß Ihnen Ihre Tätigkeit als Versicherungsagent vollständig schnuppe wäre, wenn Sie nicht durch die finanziellen Verhältnisse zu einem Nebenverdienste gezwungen wären; gezwungen? Sie beziehen heute vom Staate über 6000 Franken. Daß ein Regierungsekretär in Liechtenstein mit einem solchen Jahresinkommen nicht mehr auskommen kann, glauben selbst Sie nicht ernstlich und werden Sie durch Ihre Flucht in die Öffentlichkeit beim Steuerträger wenig Mitleid finden, denn dieser lebt auch in Liechtenstein und ahnt, wo es fehlt, wenn ein Einkommen von über sechstausend Franken nicht mehr reicht.

Was Ihre Bezüge an überstunden anbetrifft, so bin ich wohl berechtigt anzunehmen, daß Sie solche gehabt haben. Herr Regierungschef Schäbler soll auf eine Anfrage in der „Sonne“ in Triesen gefagt haben, daß Sie an Ueberstunden 500-700 Franken bezogen haben. Herr Regierungschef konnte sich damals nicht mehr genau erinnern, versprach aber, in nächster Zeit genauen Aufschluß zu geben. Darf das Volk nicht wissen, was hinter seinem Rücken abgepielt wird?

Herr Regierungsekretär! Fordern Sie zuerst den Einsender der „L. N.“ auf, er möge seinen Schleier lüften, dann stehe auch ich nicht an, mich Ihnen vorzustellen und soll es mich freuen, wenn wir drei dann zum Wohle des Vaterlandes etwas leisten könnten.

„Ein Wingerfest anno 1825.“

Ein wundervoller Herbsttag war angebrochen. Die wärmenden Strahlen der Sonne erweckten noch einmal die Natur zum letzten Aufatmen vor dem Winterschlaf. In funkelnden Perlen fielen die Tropfen des nächtlichen Regens von den noch grünen Blättern der Reben, während die bereits abgefallenen und am Boden liegenden Blätter der Bäume in allen Schattierungen, vom hellgelb bis dunkelrot, in der Farbenpracht ihres Dahinstehens aufleuchteten. Doch der Herbst hat seine Gaben verschwenderisch ausgestreut und fröhlichen Herzens soll dem Schöpfer für seine Freigebigkeit gedankt werden.

„Kinder,“ sagte Herr Blümehuber in Feldkirch zu seiner Familie, „heut' ist ein Tag von

Feuilleton.

30 Bilda, die Heye.

Roman aus der Zeit der Hegenprozesse in der Schweiz von Isabelle Kaiser.

vierten Lagers um das glimmende Feuer sie den Kreis von Kindergeflächten vor sich sah, von der Flamme und Hitze gerötet und nach dem Saume des Waldes spähend, von wo die Mutter mit der Kiepe auf dem Rücken herauszutreten und froh und lächelnd auf sie zukommen pflegte. Zur Seite haute die magere Mähre sich die Zähne an Wurzeln und Gestrüpp wand.

Die alte Liese Bossi, gebeugt unter der Last ihrer siebzig Jahre, den Kopf auf ihre Knie gestützt, dämmerte in einem Winkel ihres Gefasses vor sich hin. Ihre Schwestern, wahnsinnig vor Angst, heulten wie die Tiere. Eine nach der andern dieser Elenden wurde verhört.

In den Hegenprozessen lieferte die Folter ihr Meiststück. Starke und mutige Männer erklärten, daß sie hundertmal lieber den Tod

als die Folter erliden wollten; und diese zarten oder alten Frauen ertrugen mit bewundernswerter Tapferkeit das Martyrium. Das Gefühl für Wahrheit war so mächtig in ihnen, daß nur das Delirium des Schmerzes ihnen Beständnisse entlocken konnte, die sie beinahe sofort wieder zurücknahmen.

Und die eisernen Zangen saßen sie wieder und wieder. Wenn sie hartnäckig schwiegen, sagten die Richter: „Satan stopft ihnen den Mund.“ Wenn sie lieber den Geist aufgaben als sich einer Lüge schuldig zu machen, hieß es, Satan hätte sie mit eigenen Händen erdrosselt, und der Gerechtigkeit war Genüge getan.

Man bekleidete sie mit neuen Kleidern, rasierte ihnen die Haare weg aus Furcht, sie könnten in Kleidern oder Haaren Gegenstände verbergen, die ihnen den Schutz des Teufels verschafften und sie in ihrem Ubleugnen bestärkten. Man unterwarf ihnen verhegten Körper einer schrecklichen Untersuchung. Lange Nadeln wurden in das bebende Fleisch gesteckt, um die Stellen zu finden, wo sie unempfindlich sein sollten, und die ein Zeichen des Satans waren. Man zermalmte ihnen die Nägel zwischen eisernen Schrauben; sie schrien.

Man stieß sie in das „Hegenbad“, eine muschelförmige Banne aus Weidengeflecht, in der die Eingeweide nach Belieben zusammengebrückt werden konnten: sie schwiegen. Man goß Tropfen um Tropfen glühendes Bech auf ihre Brust; man ließ Wasser in ihre Gedärme laufen, bis der Leib sich aufblähte wie eine Blase, nahe am Zerplatzen. Da bekannten die Schwestern Bossard widersinnige Dinge, die sie auch alsbald widerriefen. Aber Kathi Gilli schwieg immer. Die jüngste und wenigst mutige der Bossard verfuhrte der Folter zu entriren, indem sie allerlei Geschichten von Hegererei erzählte, die sie in Büchern gelesen hatte; man nahm ihre Aussagen voll Eifer als glaubwürdig an. Eine gewisse Uebereinstimmung in den Beständnissen der Hegen erklärte sich daraus, daß die Phantasie dieser Frauen ganz von den Erzählungen erfüllt war, die über Hegererei im Volke umgingen.

Katharina Bossard gestand Gotteslästerungen ohne Zahl, aber als sie nähere Erklärungen darüber geben sollte, verwirrte sie sich, verwickelte sich in ihre Lügen, vermochte in ihrer Beschränktheit nicht schnell etwas zu er-

finden und schrie zuletzt, es sei alles nur Lügeerei gewesen.

Man mußte den andern die außerordentliche Frage stellen; sie taten sich die größte Gewalt an, aber zuletzt, gezwungen, zum Neukerker getrieben, verklagten sie noch ihre Schwester Amili. Sie taten es heulend vor Schmerz und sich um dieses Verrates willen selbst verachtend.

Sie baten inständig, man solle sie nicht vor ihren Augen erscheinen lassen, sie müßten vor Scham sterben. Man stellte sie ihnen doch gegenüber.

Und Amili, die in Armut und Elend lebte, sträubte sich lange gegen die unsinnigen Anschuldigungen.

Ihre Einwendungen zeugten von verständigem Sinn, ihre Antworten waren einfach und klar wie der Bergquell. Man renkte ihr die Achseln aus und hing sie, mit Gewichten an den Füßen, an einen Balken. Sie schrie die Wahrheit, nichts als die Wahrheit, und man renkte ihre Gelenke aus, bis sie keine Kraft mehr hatte und alles gestand, was man wollte; aber ihre phantastischen und unvollkommenen Erzählungen, die etwas von denen ihrer Schwe-